

Bildbetrachtung

Von Hubert Thurn S. J., München

Der Gedanke C. G. Jungs, daß „Bild Seele sei“, mutet zunächst sonderbar an. Betrachtet man ihn näher, wird man ihm zustimmen.

Unterscheiden wir die drei Bereiche, Leib, Seele und Geist, dann bedeutet Seele so viel wie: Gemüts- und Phantasiekräfte. Ein Bild, sei es ein Traumbild, sei es ein Bild, das mittels Farben, Stiften usf. hergestellt wurde, ist von der Phantasie gestaltet und wird von Gefühlen bestimmt, ist also „Seele“, d. h. Ausdruck der Seele.

Wer seinen Träumen — wenigstens zu gewissen Zeiten — einige Aufmerksamkeit schenkte, wird ihren Gefühlsreichtum, ihre Gefühlsintensität, ihre Gefühlssättigung oft haben feststellen können. Auch die Phantasie als Gestaltungskraft mag ihm häufig zu eindrücklichem Erlebnis geworden sein. Sie äußerte sich in der Fähigkeit, Erlebtes in neue Zusammenhänge zu stellen, durch Veränderung, Vervollkommnung, Verdichtung, Umordnung usf. ein Neues zu schaffen, gelegentlich auch eine Ganzheit zu erstellen, der Geformtheit, Struktur eigentümlich war.

Während beim Traum das Gefühl im Vordergrund steht — daher die Verschwommenheit, Weichheit, „Unaussprechlichkeit“ vieler Träume —, ist es beim Bild, das gemalt oder gezeichnet wurde, die Phantasie, die an der Entstehung stärker beteiligt ist. Das Bild als künstlerische Darstellung ist zunächst Komposition, Ergebnis der Schöpferkräfte und des künstlerischen Könnens. Das geht schon hinlänglich deutlich daraus hervor, daß es nicht jedem in gleicher Weise gegeben ist, Erlebnisse bildhaft darzustellen. Es bedarf besonderer Phantasiebegabung ein Bild zu komponieren. Aber auch das Gefühl hat Anteil am Zustandekommen eines Bildes: sei es, daß der Ursprung eine Emotion ist, sei es, daß die Gesamtdarstellung von Gefühlen bestimmt wird, oder die einzelnen Gegenstände gefühlstragene und -gesättigte Wirklichkeit bedeuten.

Bildbetrachtung bedeutet nun ein Erfühlen und Nachvollziehen des Seelischen, das ein Bild beinhaltet.

Viele Menschen leiden heutzutage an seelischer Dürre, an mangelnder Konzentration, an Unruhe. Eine „Meditation“, besinnliches Denken, betrachtendes Gebet will ihnen gar nicht oder nur schwer gelingen.

Bildbetrachtung ist eine Hilfe auf dem Weg zu beschaulichem Verweilen und Beten, ein Mittel zur Überwindung der inneren Dürre. Bildbetrachten „erfährt“ den Bedeutungsgehalt eines Bildes. „Erfühlen“ ist Schauen und Sichversenken. Beim Schauen und Sichversenken lassen sich folgende Phasen unterscheiden. Als erstes erfolgt ein Blick auf das Gesamt des Bildes. Vielfach ist das Interesse darauf gerichtet, ob das Bild bekannt ist, wo und wann es geschenkt wurde. Schon bald melden sich dann Gefühle der Sympathie und Antipathie. Der nächste Schritt geht auf Erforschung der Details. Es können Farben und Formen sein, die im Vordergrund des Interesses stehen. Hier sei auf Forschungsergebnisse der Typologien und des Rorschachtests verwiesen, die Form- und Farbseher unterscheiden. Formseher sind schizothymen Art, Farbseher zykllothym. Farben wirken in elementarer Weise auf Gefühl und Stimmung. Formen sind in ihrer Wirkung aufs Gefühl weniger unmittelbar. Beim Formsehen sind Vorstufen motorischer, also bewegungsmäßiger Art von Wichtigkeit. Große Bedeutung hat die Vorbildung des Betrachters, ob er Laie, Künstler, Dilettant ist. Da diesem Punkt eine gesonderte Betrachtung gewidmet werden soll, genüge hier der Hinweis.

Die eigentliche „Erfühlung“ ist nur bei williger „Hingabe“ möglich, einer Hingabe, die

bereit ist, Farbe und Form auf das Gefühl einwirken zu lassen, Herz und Gemüt zu öffnen. Ist diese Bereitschaft vorhanden, so beginnt ein kompliziertes Spiel seelischer Funktionen, bei dem das Gefühl verbindet, allenthalben wogt und webt. Von kaum spürbarer Anteilnahme bei Beziehungserfassungen und Bedeutungsempfindungen bis zu stärkster Ergriffenheit bei Weckung von Erinnerungen und Erlebnissen ist das Gefühl tätig und wirksam. Es lassen sich im einzelnen Vorgänge des Hinnehmens und Ergreifens, eines Umflutens, Nachzeichnens und Nachahmens unterscheiden. Bei diesen Vorgängen spielen Augenbewegungen und initiale Bewegungen und Bewegungsimpulse, also die Motorik eine große Rolle. Phantasiebetont sind das Einschmiegen und Anschmiegen an Formen, Gesten, Haltungen, in Gewänder und deren Bewegungen, in Gebäudeteile, -bogen, Maßwerk, das Ausloten von Tiefen und Abmessen von Höhen usf.

Durch dieses Versenken, Schauen, durch die Hingabe wird die Seele „bewegt“, sie gerät in einen Zustand lebendiger Ergriffenheit. Sie fühlt sich bereichert, erhoben, angeregt. Sie erlebt sich als wertvoll — nicht so sehr im Sinne reflexer Erfassung des Eigenwertes als vielmehr schlichter Erfahrung.

Ist nun das Bild religiöser Art, so wird das religiöse Gefühl auf mannigfaltige Weise angeregt. Gemütsbewegungen, die im Anschluß an nüchterne Worte ebenso unecht wie fade erscheinen, stehen bei der Bildbetrachtung Gefühle gegenüber, die aus echter Verbundenheit mit bedeutungsvollem Geschehen gewachsen, aus wirklicher Bewegung, Anteilnahme erwachsen sind. Schwer zu beschreiben, wie das Gehen des Kreuzweges, das stille Betrachten vielleicht recht einfacher Darstellungen die Seele füllen, erschüttern, ansprechen, bereichern kann. Kaum zu verstehen, wie ein kleines Andachtsbild, das mit Hingabe betrachtet wird, die Seele aufschließt, sich wie ein Siegel einprägt, haftet und den Tag über wirksam bleibt. Merkwürdig, daß ein Bild, eine Skulptur, die auf dem Tisch steht oder an der Wand angebracht ist, zur Seele spricht, in wortloser Stille ein- und ausgebt, besänftigt, stärkt, ermuntert, tröstet. Freilich muß der Mensch zu schauen verstehen, sein Herz zu öffnen bereit sein, den Krampf verlassen und die Hingabe zu leben versuchen.

Aus einer objektiven Betrachtung, d. h. einer Betrachtung sinnerfüllter Gegenstände und Situationen innerhalb eines Bildes kann gelegentlich eine subjektive werden. C. G. Jung spricht von der Deutung „auf der Subjektstufe“. Diese Deutung geschieht mittels Identifikationen. Die Gegenstände und Personen eines Bildes werden als Teile der eigenen Person, als die eigene Person selbst gesehen und erlebt. Einige Beispiele mögen den Sinn der Worte verdeutlichen helfen. Ein Beter, der den Kreuzweg geht, bleibt ungewöhnlich lange vor der ersten Station stehen. Er hatte das Bild schon mehrere Male gesehen. Es war kein künstlerisch wertvolles Bild: später Barock, theatralisch, mit grotesken Überschneidungen und bizarren Details. Was fesselte den Beter dennoch? Es war das Bild Christi, der gefesselt dastand. Die gefesselten Hände taten es ihm an. Der Beter spürte eine geheimnisvolle Beziehung zum eigenen Leben: Gefesselt sein, gebunden, gefangen ins eigene Ich. Hier wurde ein Bild auf der Subjektstufe gedeutet und erlebt. Die gefesselten Hände wurden zum Symbol, zum Bild des eigenen Lebens. Ein anderes Beispiel: jemand betrachtet eine Krippendarstellung. In der Mitte des spätmittelalterlichen Bildes liegt das Jesuskind, hilflos, schwach, klein, schutzbedürftig. Rechts kniet Maria, seine Mutter. Sie ist eine mütterliche Frau, die voller Liebe und Anteilnahme auf ihr Kind niederschaut. Rechts steht der heilige Pflegevater Joseph. Viel Sorge und Mitleid spricht aus seinem bekümmerten Gesicht. Der Beschauer des Bildes fühlt sich selbst plötzlich als Kind daliogen: schutzlos, hilfsbedürftig, klein, unansehnlich. Er hat sich identifiziert mit dem Kind, hat eine Deutung auf der Subjektstufe vollzogen.

Wie fruchtbar solche Identifikationen des Bilderlebnisses sein können, mag aus Folgerungen ersehen werden, die sich an diese Erlebnisse anschlossen. Im ersten Fall ging der Beter den Kreuzweg zu Ende. Aber die zwölfte Station, der sterbende Herr, brachte die Lösung von den Fesseln: Heißt es doch im Einleitungsgesetb des Kreuzweges so klar: Wir beten

dich an, Herr Jesu Christe und preisen dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst. Der Beter fühlte die Fesseln fallen. Das Blut Christi, das sagt ihm der vertrauende Glaube, das gläubige Vertrauen, löst die Fesseln, Er darf sich frei fühlen kraft der Verdienste Jesu Christi. Ähnlich ging es dem Betrachter der Krippendarstellung. Ist er das Kind, das hilfsbedürftig daliegt, nun so gibt es eine Mutter, die sich voller Liebe seiner annimmt: Maria. Sie ist ihm nahe, hat Mitleid mit ihm. Sie sorgt sich um ihn. Er darf sich geborgen fühlen.

Auch Teile der Person, Eigenschaften, die dem Betrachter eines Bildes längst bekannt sein sollten — aus Erfahrungen, Wirkungen —, tatsächlich aber hinter Selbsttäuschungen verborgen liegen, können mittels Identifikationen ins Bewußtsein gehoben werden. So sah ein Betrachter in einem knorrigen Eichbaum, an dessen Fuß eine Blume ihre zarte Blüte ins Licht reckte, Seiten seines Wesens verkörpert. Es wurde ihm deutlich, daß ihm eine gewisse Zartheit des Wesens eigen war, die unter einer rauhen Schale verborgen, aber auch geborgen war.

Identifikationen setzen meist eine gewisse Distanz vom Bildgegenstand voraus. Vielfach entstehen sie aber auch im schlichten Erlebnis des Schauens, drängen sich nicht vor, färben aber die Bildbegegnung in wirksamer Weise.

Es ist eine eigenartige Tatsache, die die Psychotherapie immer wieder beobachten kann: Bilderfahrungen wirken ungleich stärker als selbst klar formulierte Erkenntnisse und Einsichten. Woran mag das liegen? Vielleicht daran, daß Bilderfahrungen ungleich besser haften bleiben, sich ein-bilden? Möglich. Wahrscheinlicher noch ist, daß ein Bild zum Besitz wird, während ein abstrakter Gedanke sehr bald zerfällt. Besitz meint so viel wie persönliches Eigentum, das wertbeständig ist. Da es von Gefühlen gesättigt ist, das Gedächtnis andererseits weitgehend Gefühlsgedächtnis ist, ist es geschützt gegen die Einwirkungen der Zeit.

Für die Bildbetrachtung scheint sodann ein Hinweis wertvoll, den wir der Kunstpädagogik entnehmen. Die Kunstpädagogik unterscheidet verschiedene Weisen der Kunstbetrachtung. Wir erwähnten bereits, daß es für die Bildbetrachtung von Bedeutung ist, welche Voraussetzungen ein Mensch mitbringt, mit anderen Worten, ob er Künstler, Laie oder Dilettant ist. Der Künstler versteht aus vorliegendem Material zu formen. Er ist vertraut mit den Gesetzen künstlerischer Gestaltung. Daher geht er mit stark formalistischen Maßstäben an jede künstlerische Darstellung heran. Er läßt nicht leicht Gemüt und Herz sprechen und verschließt sich am ehesten der schlichten Hingabe an das Gefühl. Er beurteilt das Können, das in einem Bild in Erscheinung tritt. Im Gegensatz zu ihm steht der Laie, der nahezu ausschließlich inhaltlich orientiert ist. Naiv öffnet er sich der Bildwirklichkeit. Was stellt das Bild dar, ist seine erste Frage. Eine nächste wird sein, gefällt mir das Bild, sagt es mir etwas, spricht es mich an? Dem Laien fehlt vielfach der Zugang zu den eigenartigen Tiefen einer Darstellung, denn dieser führt — namentlich bei Kunstschöpfungen vergangener Zeiten — über das Erfassen formaler Besonderheiten. Wer beispielsweise nie plastisch gearbeitet hat, nie modellierte oder aus Holz zu schnitzen versuchte, hat keinen rechten Sinn für die Grenzen und Eigenarten dieser Kunstgattung, deshalb auch nicht für entwicklungs-technische Erscheinungen materialgebundener Art.

Zwischen dem Künstler und dem Laien steht der Dilettant. Er ist kein Künstler, aber er besitzt auf Grund eigener Versuche, seien sie auch recht bescheiden, Kenntnisse des Materials, gewisser Gesetze usf. Mit dem Laien gemein hat er eine schlichte Hingabefähigkeit an bildliche Darstellungen, er ist unverbildet. Aber er vermag auf Grund von Kenntnissen und persönlichen Erfahrungen tiefer zu dringen, spürt den Ausdruckswillen, erkennt die Ausdrucksgesinnung und gelangt so zu einer Erfassung der Ausdrucksaussage.

Daher empfiehlt die Kunstpädagogik das bildnerische Schaffen, weil es das Kunsterleben vertieft und bereichert. Vom Standpunkt der Bildbetrachtung aus läßt sich das Gleiche raten. Die Psychotherapie hat in dieser Hinsicht eigenartige Erfahrungen innerhalb des Hei-

lungsvorganges des seelisch-kranken Menschen gemacht. Zunächst die, daß Bilderfahrungen, besonders beim Traum, stärker wirken als gedankliche Überlegungen, die nüchtern und sachlich vorgenommen werden. Noch bedeutsamer erwies sich das Gestalten, das Zeichnen und Modellieren. Zeichnungen und Skulpturen vermochten starke Erlebnisse hervorzurufen, bedeutsame Erfahrungen zu fixieren; innere Erfahrungen wurden zum Besitz.

Hier interessiert der Zusammenhang zwischen der bildnerischen Gestaltung und dem Bild-Erlebnis. Wer zu gestalten versucht, vermag tiefer und reicher zu erleben. Ein Hinweis praktischer Art:

Ein junger Mensch stellte bei der Betrachtung des Antlitzes Christi, das Leonardo da Vinci in seinem Abendmahl schuf, fest, daß eine faszinierende Wirkung von ihm ausging. Das Bild ließ ihn nicht mehr los. Er las zufällig eine Beschreibung dieses Antlitzes: „Unter allen von Menschenhand gemachten Antlitzten des Herrn scheint dieses das schönste zu sein... In einer leichten Wolke goldig-rötlichen Haares, geneigt wie eine eben erblühte und schon auf dem gebrochenen Stengel sterbende Blume, das Gesicht eines sechzehnjährigen, mädchenähnlichen israelitischen Jünglings, schwer gesenkte, wie von Tränen geschwollene Lider und in starrer Ergebenheit geschlossene Lippen: still wie ein Lamm vor seinem Scherer, also hat er nicht aufgetan seinen Mund...“¹.

So echt diese Worte gemeint waren, sie befriedigten nicht. Das Antlitz rührte an andere Tiefen, ragte in eine andere Dimension. So anmaßend es ihm vorkam, er begann das Antlitz zu zeichnen, seinen Konturen nachzufahren, um seinen Ausdruck zu ringen. Die Wirkung war zunächst niederdrückend. Wie eine Blasphemie, ein Hohn erschien der zeichnerische Erfolg. Dennoch waren die Versuche wertvoll genug. Sie ergaben die Erfahrung und Überzeugung einer nicht nachzuhmenden Fülle und Tiefe. Das religiöse Erlebnis, das den Versuch entwuchs und Nachhall in den Tiefen der Seele fand, war aber ein inniges Wissen um die Erhabenheit des Gottmenschen, die über alle Worte und alle Darstellung hinausstieg.

Die Fähigkeit der Bildbetrachtung und damit auch der religiösen Betrachtung wächst mit schlchten Versuchen, darzustellen, zu formen und zu gestalten.

Eine Frage scheint noch von Interesse zu sein: Was liegt dem Bildbetrachten letztlich zugrunde? Welches menschliche Vermögen wirkt sich in ihm aus? Die Antwort ist nicht schwierig. Es ist die Gestaltungskraft. Wenn heutzutage so viele Menschen seelisch verkümmern, so liegt das im besonderen darin, weil sie nurmehr in verschwindend kleinem Maß als Menschen angesprochen werden, weil sie nicht mehr spontan zu handeln aufgerufen, sondern wie mechanisch reagierende Wesen mit reiner Reproduktion, dazu vielfach unlustgesättigter Art, belastet und überlastet werden. Die Freude freier Gestaltung, des Aus-sich-Ursache-Seins kommt ihnen völlig abhanden. Wie traurig, wenn auch das religiöse Leben nurmehr in Reproduktion und Schablone besteht, wenn ihm die freie, schöpferische Tätigkeit fremd ist, d. h. aber, wenn die echte Gestaltung nicht gepflegt, die Gestaltungskraft unbenutzt bleibt. Bildbetrachten, wie es hier aufgefaßt wird, ist schöpferische Tätigkeit. Der Sinn des betrachtenden Gebetes ist, wie der hl. Ignatius in seinen Exerzitien betont, „das innere Fühlen und Verkosten“ der Offenbahrungswahrheiten, der heiligen Geschehnisse, also etwas ganz Persönliches, das nur in persönlicher Bemühung gefunden, in persönlicher Gestaltung erarbeitet werden kann. Erst dann wird es zum persönlichen Besitztum. Im Exerzitienbüchlein heißt es: „Derjenige, der einem anderen Art und Anordnung für das Erwägen und Betrachten vorlegt, soll getreu die der Betrachtung oder Erwägung zugrunde liegende geschichtliche Tatsache erzählen, wobei er die Punkte nur kurz und der Hauptsache nach durchgeht; denn nimmt der Betrachtende die wahre Grundlage der Geschichte hin, überdenkt und zieht er seine Schlüsse selber und findet er dabei etwas, was den Sinn der Geschichte auch nur ein wenig mehr aufhellt oder kosten läßt..., so gewährt das mehr

¹ D. S. Mereschkowsky, Jesus der Kommende, Leipzig 1934, Huber & Co. Verlag S. 9

Genuß und geistliche Freude, als wenn der Exerzitienmeister den Sinn der Geschichte viel erklärt und weit ausgeführt hätte. Denn nicht das Vielwissen sättigt die Seele (!) und gewährt ihre Befriedigung, sondern das *innere Fühlen und Verkosten der Dinge*².

In diesen Worten kommt klar zum Ausdruck, wie sehr Ignatius wünscht, daß der geistliche Schüler zur Eigentätigkeit angeregt wird, wie wichtig seine Spontaneität ist, wie wenig es auf Wissen und wie sehr es auf Erfahren ankommt, wie Freude und Eigentätigkeit einerseits, Eigentätigkeit und „Verkosten und inneres Fühlen“ andererseits zusammengehören.

Sieht man das Bildbetrachten von diesen Weisungen her, wird deutlich, daß es in seiner persönlichen, entdeckerischen Art, in seinen gestaltenden, spontanen Vollzügen genau dem entspricht, was Erfahrung und Lebensweisheit als richtig und zweckmäßig erkannten.

Es dürfte nicht unangebracht sein, die vorangehenden theoretischen Erörterungen in einem schlichten Versuch auszuwerten.

Wir wählen dazu ein Bild, ein Hoch-Relief, das durch Reichtum des Dargestellten und Originalität Interesse weckt.

1. Der Blick aufs Ganze des Bildes lässt Fülle und Lebendigkeit ahnen. Man hat den Eindruck, daß es hier vieles zu betrachten gibt. Aber sympathisch möchte man es nicht nennen. Die Formen sind fremd und vergangen. Das Bild will erobert sein.

Da das Bild nur in Schwarzdruck vorliegt, wird die Betrachtung lediglich auf den Ausdruck der Form, nicht der Farbe gerichtet sein.

Der Blick wird durch die Aufteilung der Fläche und des Raumes auf die Mitte gezogen, in der wie in einem bergenden Kreis das Wunder der Weihnacht ruht: das Christkind. Es ist ein wahrhaftiges Kindlein, das in seinem hilflosen Ernst Mitleid und Liebe weckt. Versenkt man sich in die Haltung und Gestik, so spürt man die Bewegung, das lebendige Daliegen. Es scheint so, als sei es dem Christkind darum zu tun, aus der Feierlichkeit des Augenblicks zu fliehen in die Alltäglichkeit der wärmenden Muttersorge. Vielleicht aber friert es, möchte gewickelt, eingehüllt werden, um zu schlafen.

Ganz Mensch — in der Liebebedürftigkeit und dem schmerzlichen Wunsch nach Geborgenheit — das bewegt das Gemüt des frommen Betrachters. Gedanken gehen in die eigene Kindheit, in die eigene Familie. Erinnerungen werden wach: die Atmosphäre kindlicher Geborgenheit, zarter Sorge und wohlicher Wärme wird gespürt und strömt auf das Bild zu. Dort ist offener Raum. Es ist kalt und zugig. In der Schrift heißt es ja, daß das Gotteskind in einer Höhle, einem Stall zur Welt kam: Flüchtlingschicksal, Not derer, die nicht zu Hause sind, die kein Daheim haben.

Die Frage, die uns in den Sinn kommt, ist: warum liegt es denn da, das Gotteskind? Wen man lieb hat, den möchte man gerne immer bei sich haben. Deshalb kam es also, um uns immer bei sich zu haben, damit es immer in unserer Mitte bliebe. Von seiner weiten Reise aus dem Gottesland brachte es uns ein kostbares Geschenk mit: Erlösung von aller Schuld, die Gotteskindschaft, eine Gnade, der wie uns nie genugsam freuen, für die wir nie genügend danken können. „In seine Lieb versenken will ich mich ganz hinab, mein Herz will ich ihm schenken und alles, was ich hab, eja, eja, und alles was ich hab.“

Vom Christkind — das ist kein weiter Weg — wandert das Auge hin zu den Kindern, die sich mit einem rührenden Ausdruck der Anteilnahme über die Krippe beugen, zu ihr hindrängen. In kindlicher Weise recken und strecken sie sich, die Wuschelköpfe, und langen mit ihren Händen hinein in die Krippe, es zu tasten, das Kindlein, das da vor ihnen liegt, das sie gerne mögen.

² Ausgabe Feder—v. Frentz. Nr. 2

Vielleicht melden sich hier Erinnerungen an eigene oder fremde Kinder, deren Ungestüm und gutgemeinte Zudringlichkeit man nicht verstanden hat, und man macht den Vorsatz, sie in ihrer Art gelten zu lassen, aus ihrem Kindsein zu verstehen, was vielleicht als lästig und ungeschickt empfunden wird.

Vor der Krippe, die sich nun plötzlich als sehr groß erweist — die ganze Schöpfung, Engel- und Menschenwelt, betet das Geheimnis an — knieen still und bescheiden Engel. Es sind Engelkinder, die im Himmel das Staunen gelernt haben und aus himmlischer Erfahrung ihre respektvolle, ehrfürchtige Haltung einnehmen. Sie wirken ähnlich sympathisch wie das Christkind und die schauenden Kinder. (Der Schnitzer muß Kinder gern gehabt haben und deshalb einfühlenden Verstehens fähig gewesen sein). Nachdenklich sind ihre Augen auf das Christkind gerichtet; es ist wie nun in der Kirche, in der der Weihrauch steigt und die Orgel schweigt, weil Gott sichtbar wird unter den Menschen. Er ist ja auch hier — aber als Kind, vor dem man keine Angst und keine Furcht zu haben braucht: Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit des Erlösers. Vom „Tremendum“ ist in diesem lieblichen Kreis der Kinder nichts zu spüren. Nichts von Majestät und Unnahbarkeit. Alles ist menschlich, liebenswürdig, voller Zutraulichkeit.

Wie ist das doch bei Menschen, die glauben, sie seien wer, vielleicht sind sie auch etwas. Umgeb sie die Atmosphäre kalter Feierlichkeit und gefährlicher Einsamkeit...? Gott ist ein Kind geworden!

Vielleicht meldet sich auch so etwas wie ein Zweifel — gerade angesichts der menschlichen Liebenswürdigkeit und Bedürftigkeit Gottes. Kann es sein? Mittelalterliche Texte sprechen vom Weihnachtsgeheimnis als dem „mysterium magnum et adorabile sacramentum“, dem großen Geheimnis und anbetungswürdigen Sakrament. Geburt Gottes, aus einem Menschenkind? Welch ein Geheimnis, unzugängliches Licht. Wer das glauben könnte aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele, es mit allen Kräften zu umfangen vermöchte... Herr, schenk uns Glauben an die Wahrheit der heiligen Weihnacht, an die Liebe Gottes, die Mensch geworden ist.

Und nun sind da noch zwei Menschen — das Herz schwankt, wem von beiden es sich zunächst zuwenden soll. Entschlußunfähig geht es vom einen zum anderen. Wie vornehm sie dakinnein. Maria ist eine feine Frau, die viel Sicherheit in ihrer Haltung erkennen läßt. Sicherheit und Festigkeit prägen ihre Gestalt, den Ausdruck des Leibes: die Kopfhaltung, die Haltung des Rückens, der Hände. Also kein Mägdelein, jung und überzart wie eine Blume. Eigentlich sehr schön diese Auffassung. Sollte Maria, die Gottesmutter, die so einfach und sicher im Gespräch mit dem Engel ihre Bedenken zu verstehen gab, nicht ein ungewöhnlich fester, fröhreifiger Mensch gewesen sein? Maria, die voller Gnaden war und gebenedeit unter allen Frauen, die muß stark und kraftvoll gewesen sein. Und aus dieser Kraft wuchs ihre Festigkeit, die Sicherheit des gläubigen Menschen, der vertraut, daß Gott sein Wort hält — auch wenn man ihn nicht verstehen kann. Der Glaube als feste Zuversicht erscheint besonders augenfällig in den Händen Mariens, die sich entschieden aneinandergelegt haben.

Der Blick geht nun nach innen, ins eigene Herz. Ist es fest, ruhig, stark in der Prüfung, in unverständlichem Leid? Ist es bereit zu beten, wenn Gott so ganz anders ist, als ihn seine Träume träumen und seine Wünsche wünschen? Was betet das Herz?

Die Gestalt des hl. Josef stimmt nachdenklich. Sein Gesichtsausdruck ist bekümmert wie bei einem Menschen, der Verantwortung trägt, der Obacht geben muß, während sich andere unbesorgt an den Augenblick hingeben können. In der Hand trägt er ein Licht — so scheint es wenigstens. Er schützt es behutsam, damit es nicht vom Luftzug gelöscht wird.

Josef dient; während sich alle freuen oder andächtig beten, sorgt er sich. Das Gesicht spricht von Leiderfahrung. Die Gestalt hat etwas Gebücktes. Ist er schon alt? Wahrscheinlich wollte ihn der Künstler so darstellen, den jungfräulichen Pflegevater, der die Jahre des

stürmischen Blutes längst hinter sich gelassen, der nurmehr die selbstlose Sorge für andere im Sinn trägt.

Für andere da sein, in Anspruchslosigkeit und Einfachheit, das ist schwer, sehr schwer. Das ist echte Männlichkeit — nun einmal so ganz anders gesehen. Keine dröhrende, brambasierende, grobe, keine im Gleichschritt. Christliche Männlichkeit.

Und nun geht der Blick noch einmal über das ganze Bild. Im einzelnen ist es erfüllt, mit Liebe betrachtet. Nun grüßt es einen wie eine geliebte, vertraute Landschaft. Die Gestalten sind von Leben erfüllt, das man ihnen in liebevoller Versenkung eingehaucht. Man wird sie nicht vergessen. Zu Zeiten, in denen man fest sein sollte und möchte, wird die Gestalt Mariens zu sprechen beginnen. Zu Zeiten, in denen man selbstlos sorgen muß, wird die gebückte Gestalt Josefs einem den Weg weisen. Die Kinder, die Menschen- und Engelkinder, werden in ihrer liebenswerten Einfachheit, in ihrer Vertrauensseligkeit, in ihrer Ehrfurcht, in ihrer Freude am Gebet in den Kindern der eigenen Umwelt lebendig werden, man wird sie besser verstehen und an sie glauben. Das Christkind aber wirbt in seiner Hilflosigkeit bis zum Lebensende um eine Liebe, die weder Furcht noch Angst kennen soll.

2. Bildbetrachtung auf der „Subjektstufe“ ist naturgemäß etwas sehr Persönliches. Handelt es sich doch um eigentliche Selbst-Erkenntnisse. Die Einfälle können in voller Bewußtheit erarbeitet werden, sie können jedoch auch — und das sind meist die wirksamsten — plötzlich und unerufen auftreten. Immer sind Sympathie und Antipathie von entscheidender Bedeutung. Beide Gefühlsarten verraten Beziehungen zum eigenen Ich. Geliebt wird vor allem, was man sich wünscht, worauf die sinnerfüllte „libido“, der „Eros“ hindrängt, was er sich ein-bilden, einverseelen möchte. Sympathisch kann jedoch auch wirken, was man selbst bereits besitzt. Dann kommt in der Zuneigung die Selbstliebe zur Aussprache. Bei Antipathien verhält es sich ähnlich. Jedoch ist der Unterschied bedeutsam, daß starke Antipathien immer projizierten Selbst-Haß darstellen. Unangenehme, unwillkommene Züge des eigenen Wesens lösen starke Abwehr aus, die bis zum Haß gesteigert werden kann.

Brachten wir das Bild im erläuterten Sinn, so sind Identifikationen mit allen Personen, selbst mit dem Raum möglich.

Beim Raum mag es die Ungeborgenheit, das „Auf-der-Straße-Liegen“, in Wind und Wetter ungeschützt, sein, das mit Seelischem identifiziert werden kann. Auch die Seele kann „auf der Straße liegen“, es können ihr Maß und Grenze fehlen, Geschlossenheit, die mit einem (geschlossenen) Interieur etwa in Beziehung gebracht werden könnte. (Die Interieurs holländischer Maler, besonders des 17. Jahrhunderts, lassen Rückschlüsse auf das Geborgenheitsgefühl jener Zeit zu.)

Eine Ungeborgenheit dieser Art könnte in weiteren Identifizierungen die ersehnte Wärme und Liebe finden. So etwa in einer Gleichsetzung mit dem göttlichen Kind. Wir erwähnten schon, daß Maria nicht nur Mutter Jesu, sondern auch Mutter eines jeden ist und sein will, der sich als Kind ihrem Schutz anvertraut. Geborgenheit wächst vor allem aus der Erkenntnis, daß jeder Getaufte Gotteskind, also dem Kind in der Krippe zugesellt ist. Was bedeutet dieser Gnade gegenüber schon alle Ungeborgenheit dieser Welt? Engel und Menschenkinder mußten staunen über dieses Geheimnis.

In den Kindern, den Menschen- und Engelkindern, werden Züge des eigenen Wesens, gute und weniger gute, sehr leicht aufscheinen. In jedem Menschen, auch dem reifen und vollkommenen, ist ein Kind verborgen: ein Kind, das spielen und zärtlich sein möchte, das zu schauen, zu verehren und anzubeten verlangt. Vielleicht geschieht das etwas unbeholfen, täppisch, zudringlich. Aber ist es deshalb böse? Wie man sich diesen echten Wünschen gegenüber verhält, ob und wie man ihnen entspricht, erlaubt wertvolle Rückschlüsse auf die Lebensführung und den Charakter.

Bei Maria und Josef mögen die Identifikationen — eine gewisse Lebensreife vorausgesetzt — sehr tief greifen. Der hl. Josef kann unser Mitleid wecken; er steht abseits, demütig,

fast schüchtern oder verschüchtern. Diese Auffassung wird insinuiert durch die gebückte Haltung, den bekümmerten Gesichtsausdruck. (Die Stellung im Bild stützt diese Meinung ja nicht, da die Gestalt Josefs ebenso wie die Marias die Seiten gleichgewichtig ausfüllt.) Ob nicht auch unser Dienen, gerade dann, wenn es ein Abseitsstehen, ein Zurücktreten erfordert, manchem Geheimnis erst den Lebensraum schafft? Der Freude der Kinder, der Gottesgeburt in den Herzen der Menschen?

In Maria wird das Starke, Vornehme, Feste aufleuchten können, sei es als Ziel und Wunsch der Entelechie, der Seele, sei es als Erfüllung und kostbaren Besitz. Was kann so stark und geschlossen sein als der Gläubige, der Gottes Kind in seiner Nähe weiß!

3. Was den letzten Punkt, die Gestaltung angeht, so scheint die Feststellung besonders wichtig, daß eine Bildbetrachtung zu einem Ganzen heranwächst, das wir Gestalt zu nennen pflegen. Jedes Erlebnis ist eine „Gestalt“, eine Struktur, ein Sinngefüge, das man beglückt oder erschüttert als Besitz hinnimmt, das einem gehört, nachdem man es mit den Schöpferkräften der Phantasie und des Gemüts aufgebaut hat. Bedeutsam ist ferner, daß es sich bei einem Erlebnis innerhalb der Betrachtung gar nicht um ein objektiv Gültiges im Sinne der Ausschöpfung eines religiösen Geheimnisses — so weit das Menschen überhaupt möglich ist — zu handeln braucht, ja im allgemeinen überhaupt nie handeln wird. Das sogenannte „Zeichnen aus dem Unbewußten“, das innerhalb psychotherapeutischer Behandlung den Heilungsvorgang entscheidend beeinflussen kann — durch die Weckung der Schöpferkräfte, durch Fixationen, Verdeutlichungen usf. — soll und will keinen Kunstwert im objektiven Sinn erstellen. Das Erlebnis innerhalb der Betrachtung beglückt in gleicher Weise, wenn auch die religiösen Wahrheiten eine zusätzliche Quelle der Freude erschließen. Entscheidend ist jedenfalls nicht der vollabgerundete Wahrheitsgehalt, sondern das Erlebnis von Teilen, die in die persönliche Mitte aufgenommen wurden. Ein Erzwingen von Einsichten, die beispielsweise im gegebenen Fall als objektiv wichtig angesehen werden, ergibt Krampf und zerstört das freie Verströmen, behindert die Einfälle und unterbindet die Spontaneität. Betrachten ist nie das Abhandeln eines Lehrstoffes, sondern Aussprache des Gemütes und seiner Kräfte. Abhandlungen streben mit Recht Vollständigkeit an, nicht so das persönliche Beten, das aus den Gefühls- und Phantasiekräften genährt wird.

Bildbetrachten ermöglicht naturgemäß wesentlich leichter als eine Wortbetrachtung Erlebnis, Gestalt, Ganzheit. Der Rahmen ist vorgegeben, dem sich das Gefüge einzuordnen vermag. Im vorliegenden Bild ist es das Erlösungsgeheimnis, das die Komposition veranschaulicht, das Kindlein ist Gottes Sohn, der sich klein macht, um die Menschen groß zu machen, ihnen die Gotteskindschaft zu schenken. Maria und Josef, die Erden- und Himmelskinder beten an. Der Betrachter selbst ist mitten unter ihnen: mit seinem Glauben, seiner Demut, seiner Freude und seiner Ehrfurcht und Anbetung.